



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Julian: Die deutsche Litheratur . I .

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Beiträgen zur Geschichte des alten Orients",*) als wenn sie das Publikum langweile, nichts gefährlicher, als wenn sie in die Mode komme und auf weite Entfernungen hin alle Halbwisser anlocke: kein wahrer Freund der Assyriologie sollte wünschen, daß die in England ausgegebene Lösung bei uns befolgt werde. Das Verdienst des Gutschmid'schen Einspruchs beruht demnach wesentlich auf formalen Seiten; er tadelt namentlich die Methode, ohne sich der Anerkennung der gesicherten Resultate zu entziehen, und wenn seine Angriffe vorsichtig machen sollen gegen das zu Tage getretene Ueberhastete der Entzifferung und die sanguinische Art, mit der man sich, gedeckt durch die Ideo- und Phonogrammtheorie, über die Schwierigkeiten weghilft und durch apologetische Schönfärberei auch andern wegzuhelfen sucht, so kann dieser Enthusiasmusdämpfer für die Wissenschaft nur ersprießlich sein.

Dresden.

Rudolf Buddensieg.

*) pag. 140—141.

Die deutsche Literatur 1744—1756.

Von Julian Schmidt.

I. *)

— „Warum können so wenige, die sonst Kenner sind, sich in den Messias finden? — Man muß ihm nachempfinden können, und wie viele können das? Wir, die wir dies unschätzbare Gedicht empfinden, sind berechtigt, eine sehr gute Meinung von uns zu haben. Die erhabenen Empfindungen, deren unser Herz fähig ist, sind Bürgen einer nicht gemeinen Vortrefflichkeit, die in uns liegt.“

So schreibt Aug. 1751 Studiosus Wieland (18 J.) in Tübingen, Sohn eines Pfarrers in der schwäbischen Reichsstadt Biberach, an Bodmer, dem er eine Reihe von Dichtungen übersendet: ein Lehrgedicht über die vollkommenste Welt in Alexandrinern, ein Epos „German“, einen Lobgesang auf die Liebe in Hexametern u. s. w.; der junge Mensch war von einer unglaublichen Schreibfertigkeit.

*) Zu vergl. die Aufsätze desselben Verfassers I. Quartal 1878, S. 361, 401, 441, 499.

Schon als Knabe hatte er Entwürfe zu Heldengedichten gemacht. Im 14. Jahre kam er nach Klosterbergen bei Magdeburg, einem Filial des Hallschen Pietismus. Er trieb das Empfindungsleben jener Schule redlich mit: doch las er daneben Xenophon, Cicero, Horaz und selbst die Franzosen.

Im 15. Jahre kam er zu einem Verwandten nach Erfurt. Dieser spielte ihm Bayle und andre gefährliche Schriften in die Hände, und ließ ihn aus Don Quixote Menschenkenntniß studiren. Cervantes habe nicht bloß die spanische Chevalerie lächerlich machen wollen: Don Quixote und Sancho Pansa seien die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechts, Schwärmer oder Tölpel. —

Im 17. Jahre lernte er im Vaterhaus eine Cousine kennen, Sophie Gutermann, die Tochter eines angesehenen Arztes: eine schlanke hohe Gestalt, bedeutend größer als ihr junger Vetter, auch zwei Jahre älter, im Französischen und Italienischen ganz zu Hause, musikalisch, sehr schön, geistreich, geneigt, sich Verse vorlesen zu lassen, kurz anbetungswürdig. Die Verlobung mit einem katholischen Arzte Bianconi war eben zurückgegangen.

Eine Predigt seines Vaters über den Text: „Gott ist die Liebe“, kam ihm sehr nüchtern vor, er setzte sich hin, eine wärmere zu machen, welche die himmlische Liebe als das größte Glück der Geister darstellte. Die Liebenswürdige wurde so gerührt, „daß sie einige vergnügte Thränen nicht zurückhalten konnte.“ Sie schrieb ihm über ihre Empfindungen: „ein Liebhaber, der sie um ihrer Seele willen liebte, war das, was sie immer gewünscht hatte.“

In demselben Jahr bezog Wieland die Universität Tübingen. „Daß mein lieber Papa“, schrieb er von dort, „mir zutraut, ich könne einmal aufhören, meine Sophie zu lieben, ist mir sehr leid. Tausend Leben wären nicht zuviel, sie um eine so unschätzbare Person aufzuopfern. Die ganze Welt ist mir nichts gegen meine mehr als englische Sophie. Millionenmal lieber zu ihren Füßen sterben, als alle Kronen der Erde ohne sie zu besitzen! Wenn ich ihrer beraubt werden sollte, so schwöre ich auf das Heiligste, daß ich mein Unglück partout nicht überleben will.“

Seinem Schutzgeist bekennt er seine Liebe: „lizpl' ihr zu, daß ich sie liebe! O könntest du auch das der Göttlichen zeugen, daß ich, so sehr als ich liebe, geliebt zu werden verdiene!“

„Im vierten Gesang des Messias“, schreibt er an Sophie, „ist eine unendlich schöne Beschreibung einer Liebe wie die unsrige. Ich weiche unstreitig dem Herrn Klopstock an vortrefflichen Eigenschaften, und seine Geliebte weicht Ihnen. Um sie, die Geliebte des Herrn Klopstock, vollkommener zu machen, gab ihr die Vorsehung einen Liebhaber, der sie übertrifft, und um mich glücklich zu machen, erlaubt mir der Himmel, meine Sophie zu lieben,

welche mir in allen Stücken vorgeht." — Uebrigens klangen diese Briefe mitunter nach der demonstrativen Methode.

„Mein Herz verlangt nach Glück. Es ist zu zart, um Befriedigung im Genuß von Dingen zu finden, die nur die Sinne und die Einbildungskraft auf kurze Zeit reizen können. Seine Sehnsucht ist geistiger Natur. — Auch durch die Wissenschaften wird sie nicht gestillt. Ich sehe da zuviel Dunkel, zuviel Gewölk. Es fehlt zu sehr an Mitteln, die Penetration der Sinne und des Geistes zu vermehren; die Sehnsucht meines Herzens kann also auch hiedurch nicht gestillt werden. — Zusage der Beschränktheit meiner Natur stehe ich von dem vollkommensten Wesen zu weit ab, und ich bin unfähig, die erhabnen Vergnügen zu schmecken, in denen vollkommenere Wesen als ich in einer andern, dem Thron der Gottheit näheren Welt ihr ganzes Glück finden. Es ist demnach ein Geschöpf, welches das Werkzeug meines Glücks in dieser Welt sein muß. Es muß eine Person sein von viel Liebreiz und Schönheit, sowohl um die Augen und die Einbildungskraft zu entzücken, als um, einem schönen Gegenstand gegenüber, die Fähigkeit des Geistes, Schönheiten zu bemerken und zu beurtheilen, kurz, seinen Geschmack zu zeigen. Diese Person muß aber auch Feinheit, Ernst und Gehalt des Geistes haben.... u. s. w. — Da haben Sie das Gemälde der Person, die mein größtes Gut in dieser Welt, die Quelle aller meiner Freuden sein muß. O und wünschen Sie mir Glück, meine innig geliebte Sophie! Nicht ein Zug ist in meinem Gemälde, der sich nicht in Ihnen, nur schöner und vollkommener, fände. — O, was ist es für ein Glück, eine Person wie Sie zu lieben! wie froh bin ich, daß ich mich stark genug empfinde, tausend Leben, wenn ich sie hätte, für Sie aufzuopfern!“

Am meisten bezeichnet Wieland's damalige Richtung der „Anti-Ovid“, Mai 1752. „Ein unaussprechlich Was (un je ne sais quoi), ein unsichtbarer Zwang verräth beim ersten Blick den unbewußten Gang einander zugedachter Seelen. Schon dort in jenem Raum, wo wir vor diesem Leben in einem himmlischen Gewand gleich jungen Liebesgöttern schweben, schon dort verknüpft der reinen Liebe Hand die schwach empfindenden und gleichgestimmten Seelen. Oft schlummern sie umarmt in jungen Rosen ein, oft weinen sie beim Lied ätherischer Philomelen voll zärtlichen Gefühls, wozu die Worte fehlen, und sehnen sich, geliebt zu sein. Hier ist's, wo unter süßen Küssen in ihre weiche Brust die sanften Triebe fließen, wovon sie oft erstaunt und seufzend überwallt, eh' sie in dieser Welt sich finden. In Träumen sehn wir oft die himmlische Gestalt der Freundin vor uns stehn, wie sie in stillen Gründen, gelockt vom West, die Einsamkeit am Frühlingsabend sucht; sie irrt, sie scheint zerstreut, sie bleibt zuletzt tief in Gedanken stehn, ihr schmachtend Auge sucht den unbekannten

Freund, den ihr gefühlvoll Herz ihr zu versprechen scheint; ein süßer Schauer bebt, da wir die Göttin sehn, durch unsre Seele hin, und Amor flüstert zu: Du bist's, sie suchet dich! sie ist's, sie suchest du!" — „Die Liebe wächst, so klein sie ist, sehr schnell von Seufzen und von Thränen.“

Nicht überall wurde in jener Zeit die Beziehung zwischen den Geschlechtern so seraphisch aufgefaßt.

„Es scheint“, schreibt einige Zeit später Magister Rant in Königsberg, gleichalterig mit Klopstock, „eine boshafte List der Mannspersonen zu sein, daß sie das schöne Geschlecht zum Philosophiren verleiten. Wohl bewußt ihrer Schwäche gegen die Reize desselben, und daß oft ein einziger schalkhafter Blick sie mehr in Verwirrung setzt als die schwerste Schulfrage, sehn sie sich, sobald das Frauenzimmer philosophirt, in entschiedner Ueberlegenheit, und sind in dem Vortheil, den sie sonst schwerlich haben würden, mit großmüthiger Rücksicht den Schwächen ihrer Eitelkeit aufzuhelfen. Der wahre Gegenstand des Frauenzimmers ist der Mensch, d. h. der Mann; ihre Weltweisheit ist nicht Vernunftelei, sondern Empfinden.“

„Die Tugend des Frauenzimmers ist eine schöne Tugend, sie werden das Böse vermeiden, nicht weil es unrecht, sondern weil es häßlich ist. Nichts von Sollen, nichts von Müssen, nichts von Schuldigkeit; das Frauenzimmer ist aller Befehle und alles mürrischen Zwangs unleidlich. Sie thun etwas nur darum, weil es ihnen so beliebt, und die Kunst besteht darin, zu machen, daß ihnen nur dasjenige beliebt, was gut ist... Die Eitelkeit, die man ihnen so vielfältig vorrückt, ist eigentlich nur ein schöner Fehler. Denn zu geschweigen, daß die Mannspersonen, die dem Frauenzimmer so gern schmeicheln, übel daran sein würden, wenn dies nicht geneigt wäre, es wohl aufzunehmen, so beleben sie dadurch wirklich ihre Reize... Die ganze Bezauberung beruht auf dem Geschlechtstriebe. Die Natur verfolgt ihre große Absicht, und alle Feinigkeiten, die sich hinzugesellen, entlehnen ihren Reiz doch am Ende aus ebender selben Quelle. Ein gesunder und derber Geschmack, der sich jederzeit sehr nahe bei diesem Triebe hält, wird durch die Reize der Gesichtszüge u. s. w. an einem Frauenzimmer wenig angefochten, und indem er eigentlich nur auf's Geschlecht geht, sieht er die Delikatesse Andrer als leere Tändelei an. Wenn dieser Geschmack nicht fein ist, so ist er deswegen doch nicht zu verachten. Denn der größte Theil der Menschen befolgt vermittelt desselben die große Ordnung der Natur auf eine sehr sichere Art. Dadurch werden die meisten Ehen bewirkt, und indem der Mann den Kopf nicht von bezaubernden Mienen, schmachtenden Augen, edlem Anstand u. s. w. voll hat, so wird er desto aufmerksamer auf häuslicher Tugenden, Sparsamkeit u. s. w. und auf das Eingebachte... Dies grobe Gefühl ist geschickt, die Person ohne Um-

schweife glücklich zu machen. Auf der andern Seite dient ein sehr verfeinerter Geschmack zwar dazu, einer ungestümen Neigung die Wildheit zu benehmen, und, indem er solche nur auf sehr wenig Gegenstände einschränkt, sie sittsam und anständig zu machen; allein dieser verfehlt gemeiniglich die große Endabsicht der Natur, und da er mehr fordert oder erwartet, als diese gemeiniglich leistet, pflegt er die Person von so delikater Empfindung selten glücklich zu machen. Sie wird grüblerisch, indem sie eigentlich auf keinen bestimmten Gegenstand geht, sondern nur mit einem beschäftigt ist, den die verliebte Neigung sich in Gedanken schafft und mit allen edlen und schönen Eigenschaften ausziert, welche die Natur selten in einem Menschen vereinigt. Man muß keine sehr hohen Ansprüche auf die Glückseligkeiten des Lebens und die Vollkommenheiten der Menschen machen. So reizend auch die Eindrücke des zärtlichen Gefühls sein mögen, so hat man doch Ursache, in der Verfeinerung desselben behutsam zu sein, wosern man sich nicht durch übergroße Reizbarkeit viel Unmuth erküßeln will.“

Bodmer, durch den Vorfall mit Klopstock gewarnt, ging mit einiger Scheu an die neue Freundschaft. „Mir scheint“, schrieb ihm ein Freund, „Wieland von sehr verliebter Komplexion; seine Ausdrücke sind in Betreff der Küsse zu saftig.“ Auch Bodmer fand den Lobgesang auf die Liebe etwas fanatisch: „die Liebe ist da ein Taumel, ein Vergessen; ein Verlieren seiner selbst, ein Quietismus in Wollust — übrigens ist das Ding ganz poetisch.“ — Indesß er brauchte einen neuen Zünger; Wieland drückte sich äußerst ehrerbietig aus und war begeistert für den Noth: „kurz“, schrieb Bodmer, „wenn mich diese neue Hoffnung täuscht, so gebe ich es mit der menschlichen Aufrichtigkeit auf.“

„Sie werden Wieland glücklich schätzen, daß er, erst 19 Jahr alt, schon eine Diotima hat, blühend wie himmlische Auen, wie junge Seraphim zärtlich. Wenn ich gedenke, daß diese Dinger, diese Dorisse, einen so starken Einfluß auf das Gemüth der Jünglinge haben, sie tugendhaft, freundschaftlich, fromm zu machen, so wünsche ich, daß ein Jeder die seine gefunden hätte. Aber wenn ich ferner gedenke, daß der göttliche Charakter der Dorisse im Ehestand so gern verschwindet, so darf ich kaum wünschen, daß jeder Damon sich mit seiner Doris vermählte.“

Wieland kam 15. Oktober bei Bodmer an, dessen Erwartungen er völlig entsprach: der junge Poet ordnete sich ihm ganz unter, er nahte sich ihm mit demüthigem Entzücken, ließ die jungen Leute links liegen, führte nur ernsthaftes Gespräche, lebte mäßig und saß den ganzen Tag am Schreibtisch. Der alte Kritiker fand in Wieland eine patriarchalische Seele, den Tieffinn eines Leibniz u. s. w.

Wieland mußte die Polemik gegen Gottsched besorgen; auch gegen die Lobpreiser der Sinnlichkeit wurde er vorgeschickt. „Die Nachwelt wird euch hassen! jedes Bild, das die Seele befleckt, jede unheil'ge Begier, die ihr zeugt, wird euch verdammen! Trauriger Ruhm, die Neigungen, die von Gott uns entfernen, mit Ovidischer Kunst in zärtliche Herzen zu gießen! Ruhm, von Teufeln beneidet zu werden würdig!“

„Wieland, schreibt Ewald von Kleist, der sich eben als preußischer Werbeoffizier in Zürich aufhielt, ist zwar noch sehr jung, will aber schon die Welt reformiren, und hat wirklich erstaunlich viel Genie; er arbeitet nur ein wenig zu viel, und wird sich unfehlbar bald erschöpfen.“

„Zürich ist ein unvergleichlicher Ort. Wenn man in Berlin kaum zwei bis drei Leute von Genie und Geschmack antrifft, findet man in dem kleinen Zürich mehr als zwanzig bis dreißig. Sie denken und fühlen, und sind dabei lustige und witzige Schelme. Ich mag zwar in der Luft nicht zu weit gehn, damit ich nicht Klopstock's Schicksal habe! Indeß bringe ich meine Zeit sehr angenehm hin.“

Die Zeit sollte nicht lange währen: die Stadt wollte den preußischen Werber festnehmen, er entwischte bei Nacht und Nebel.

Er eilte nach Halberstadt zu seinem Gleim, der Hochzeit machen wollte. 15. März 1753 hatte er sich verlobt, mit Sophie, der Tochter des Bergrath Meyer in Blankenburg: „achtzehn Jahr alt,“ schreibt er an Uz, „eine Brunette, wie Sie sich gewünscht haben, besser als die Doris, die meine hundert Lieder besingen, besser als das Mädchen, das meine Einbildungskraft geschaffen hat. O welche Glückseligkeit ist es, lieben! Es ist Ihnen nicht bekannt, wie spröde ich bisher gegen alle Mädchen gewesen bin. O wie danke ich dem Himmel, daß er diesem Kaltfinn einen bessern Lohn aufgehoben hat, als der war, den meine Freunde, den manche Mädchen mir prophezeiten.“

Als Kleist ankam, war das Verhältniß bereits zerrissen. Den 2. Mai war die Hochzeit angesetzt, da hatte die Braut plötzlich erklärt, sie wolle sich lieber der größten Schande aussetzen, als ihn heirathen, und der Vater hatte dem bestürzten Bräutigam vorgeworfen, er hätte seine Tochter von der Liebe zu ihm abwendig gemacht; Gott habe ihr die Sünde zu erkennen gegeben und führe sie ihm wieder zurück. Alle Vorstellungen halfen nichts.

„Dünkt es Sie nicht besonders,“ schrieb er an Uz, „daß ich mich von einem Mädchen habe betrügen lassen? ich, den Sie für einen so großen Kenner der Mädchen halten? — Mich zu betrügen, das wäre eben keine große Kunst auch für ein weniger witziges Mädchen gewesen: denn ich bin in der That kein so guter Mädchenkenner, als meine Lieder mich denken lassen. Der ich der Schönen Lob in hundert Liedern sang und ihre Küß' und ihre Tugend,

o wie bereu' ich jetzt die Sünden meiner Jugend, o wie bereu' ich sie mein Leben lang! denn welch ein Thor war ich: ich sang der Schönen Lob in unerfahrender Jugend, pries ihre Küsse und ihre Tugend, und kannte Kuß und Tugend nicht! — Gieb Jugend, gieb den Liebern, den Sirenen, die ich dir sang, gieb ihnen kein Gehör! Sophie liebte mich, seitdem kenn' ich die Schönen, seitdem besing' ich sie nicht mehr!"

Noch denselben Herbst resolvirte er sich, nahm seine Richte zu sich, führte mit ihr eine lustige Junggesellenwirthschaft bis an sein Ende, und fuhr fort, der Mädchen Küsse und Tugend zu besingen.

Eine nicht geringere Kränkung mußte Wieland erleben. Seit dem Herbst 1753 blieben Sophien's Briefe aus, nach einigen Wochen schickte ihm die Stiefmutter ein an sie gerichtetes Schreiben, worin Sophie sich als die Verlobte eines Herrn v. Laroché meldete, mit der Erklärung, Wieland habe das Band zerissen.

„Erlauben Sie mir,“ schreibt der betrubte Jüngling 12. Dezember 1753 an die alte Geliebte, „Sie zu erinnern, daß wir uns tausendmal im Angesicht Gottes zugesagt haben, uns so lange zu lieben, als wir die Tugend lieben würden. Sollte Ihre neue Verbindung die zärtliche Zuneigung unsrer Seelen hinwegnehmen? Lassen Sie uns denen, welche sich nach ihrer niedrigen Art zu denken, einbilden, unsre Liebe höre jetzt auf, ein thätliches Dementi geben, und ungeachtet wir uns, wie ich hoffe, in dieser Welt nimmer sehn werden, mit dem Herzen und durch unsre gemeinschaftliche Liebe zur Tugend vereinigt bleiben, damit wir uns in jenen seligen Gefilden wiedersehn mögen, in denen Ihre Seele sich selber und mich wiedererkennen, und wenn Engel weinen können, noch alsdann eine zärtliche Thräne weinen wird, daß Sie Ihrer Bestimmung in dieser Welt unvorsichtiger Weise ausgewichen.“

Durch Bodmer verführt, der eine Patriarchade nach der andern zu Stande brachte, versuchte sich Wieland nun auch in dieser Gattung: „der geprüfte Abraham.“ — Noch wunderlicher gebärdete er sich in den „Briefen Verstorbener an hinterlassene Freunde.“ — „Freund! der Vorhang ist weg, die Nacht ist vom Tage verschlungen, Dein Theagenes sieht! Die Wahrheit, unter den Menschen kaum im Bilde bekannt, die himmlische Göttin der Schönheit, giebt sich mir willig zu sehn; ich schaue die ewigen Ideen!“ u. s. w. — Theotima, von Myriaden verklärter Melinden umgeben, schildert einen in der Milchstraße befindlichen Planeten, der von unschuldigen Menschen bewohnt wird, u. s. w.

„Es sind neun Briefe“, schreibt Lessing 25. Dezember 1753, „alle voller Seligkeit, Tugend und Freundschaft, so daß schon der Inhalt uns mit Achtung davon zu reden bewegt. Ueberall herrscht die feinste der feinen Empfindungen, und die Nachrichten vom Himmel sind neu und kurios. Wem die Briefe

selbst ein wenig zu lang vorkommen sollten, der mag überlegen, daß die Gelegenheiten aus jenem in dieses Leben sehr rar sind, und man also den Mangel des öftern Schreibens durch viel Schreiben ersetzen muß."

In dem „Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen" wimmelt es von Seraphim, die den Amouretten ausnehmend ähnlich sehen: „ihr gelbes Haupthaar war mit Rosen durchflochten, ihre Schönheit glich der Morgenröthe, wenn sie ihre frische Rosenfarbe über erwachte Hügel verbreitet; jede lächelte die andere voll Liebe an und schien sich ihrer eigenen Liebenswürdigkeit nicht bewußt zu sein." In dies Paradies wurde die nackte Seele durch die Harmonie einer silbernen Laute eingeführt.

Indeß hat sich Sophie vermählt, Hr. v. Laroche meldet es in einem verbindlichen Schreiben. „Ich liebte diese werthe Abtrünnige", erwidert Wieland 19. März 1754, „(verzeihen Sie mir diesen Ausdruck!) so uneigennützig als es in diesem irdischen Gewand möglich ist." — Und an Frau von Laroche: „erinnern Sie sich, daß ich den Besitz ihres Herzens (nicht Ihrer Person) für meine süßeste Glückseligkeit hielt. Ich will mich immer mit der Hoffnung ermuntern, daß eine andere Welt mir Gerechtigkeit wird widerfahren lassen.

Nun findet Sophie schidlich, der Sache eine interessantere Wendung zu geben: man läßt etwas von Zwang und Mißverständnissen merken. „Nun," schreibt Wieland 2. Juni an Bodner, „habe ich die sicherste Hoffnung, diese Seele, die unsrer Natur Ehre macht, in der Ewigkeit mit der vollsten Zufriedenheit wiederzusehen."

Klopstock wartete mit seiner Hochzeit, bis seine ehemalige Geliebte (23 J.) ihm vorausging; es geschah 14. Jan. 1754 in Eisenach; sie lebte 45 J. in einer glücklichen und gesegneten Ehe.

31 Jahre später meldete er seiner alten Geliebten, er wolle die Oden an Fanny neu herausgeben. „Ich muß nothwendig im Vorbericht etwas sagen, nicht allein von den Oden, sondern auch von der, an die sie gemacht wurden. Ich kenne Fanny nicht genug. Aber kein Zweifel wird mir übrig sein, wenn Sie mir offen sagen, wie Sie damals, als ich Sie so sehr liebte, gegen mich gefinnt waren. . . Den Gebrauch, den ich davon machen werde, wird sich allein in meinem Urtheil von Ihrer Empfindungsart zeigen. Ich möchte nur bestimmen können, in welchem Grad die liebenswürdig war, die ich so sehr und so lange liebte."

Die alte Dame, die übrigens nie gegen Jemand ihr Verhältniß zu dem berühmten Dichter erwähnt hatte, erwiderte, sie könne ihm von ihren ehemaligen Empfindungen nicht mehr genau Rechenschaft geben; gewiß sei ihr seine Liebe sehr schmeichelhaft gewesen. „Ihr Wunsch, mich glücklich zu sehn, ist, soweit es in diesem Erdenleben möglich, schon in Erfüllung gegangen."

10. Juni 1754 heirathete Klopstock (30 J.) in Hamburg seine Meta (26. J.). „Mein Leben,“ schreibt er an Gleim, „war bisher nur ein Traum. Jetzt erst erkenne ich den Werth des irdischen Lebens und preise den Gott im Himmel, der mir die Gefühle gab, in diesem irdischen Leben ihn verherrlichen zu dürfen. Die Glorie des irdischen Daseins ist mir geworden, ich singe Dir Jubellieder, Jehovah!“

Durch die Anbetung Meta's, wie durch das Zujuchzen der Jugend — der Messias war eine Art Erbauungsbuch geworden — wurde der Dichter verführt, mehr oder minder bewußt eine Rolle zu spielen. Man hatte den Inhalt des Gedichts zu seinem Gemüth in Beziehung gebracht; die Welt sah auf ihn und er mußte der Welt gerecht werden. Er hatte seine Gabe als eine besondere Inspiration der Gottheit dargestellt, das Gefäß derselben mußte rein gehalten werden. Seine Poesie studirte ihr Gesicht zu viel und zu eifrig im Spiegel, und übte sich die wünschenswerthen Züge künstlich hervorzubringen.

Fast einen ebenso großen Eindruck als der Messias machten Young's „Nachtgedanken“, die eben von Ebert übersetzt wurden. In ernster, feierlicher Sprache predigten sie eine Gesinnung, die recht eigentlich zum Ueberdruß am Leben führte. Wie stark sie noch später wirkten, weiß man aus Goethe's Bericht. Klopstock schwärmte für den „prophetischen Greis“ und sang ihn an; Gellert schreibt, daß Young ihn mehr erbaue, als der Dichter des Messias. „Ich verehere ihn, auch wo ich ihn nicht verstehe; er hat mich vielmal bis zum Zittern mit seinen kühnen Gedanken fortgerissen, und mitten in der Angst mich erquickt.“ Wieland sättigte sich so recht an diesen melancholischen Vorstellungen.

Es war Wieland gelungen, für seinen alten Plan einer freien Akademie eine Anzahl junger Leute zu gewinnen; er verließ 24. Juni 1754 Bodmer's Haus mit einem überschwenglich dankbaren Abschiedsbrief.

Neben seinen Träumen von der überirdischen Welt beschäftigten ihn Ideen über die Verbesserung der Staatsverfassungen und namentlich der Erziehung. Die Hauptsache schien ihm, den Leuten alles leichter und bequemer zu machen, im Lernen wie im Handeln; nach Aufhebung aller unnützen Gelehrsamkeit und aller Rechtschicanen würden sie auch glücklicher werden.

Ueber diese Dinge setzte er sich mit dem Rathsschreiber in Basel, Dr. jur. Fselin (26 J.) in Verbindung. Er hatte in einem längeren Aufenthalt in Paris durch Frau v. Graffigny die berühmtesten Philosophen, darunter auch Rousseau kennen gelernt. In den „philosophischen und patriotischen Träumen eines Menschenfreundes“ stellt er das Ideal schroff der Wirklichkeit gegenüber: in der letzteren findet er nichts als Unordnung, Falschheit und Scheintugend;

aus Habgier und Ehrgeiz seien die Menschen vom Naturstand abgewichen. Er sucht die Besserung in einem auf Erbgüter gegründeten ländlichen Patriciat. Durch das Uebergewicht der Handelschaft geh in den großen Städten alle Einfalt des Lebens zu Grunde. Iselin erklärt die öffentliche Erziehung für eine Pflicht des Staates.

So ernst nahm es Wieland in den „Platonischen Betrachtungen über den Menschen“ nicht; sie sind mehr für Damen geschrieben. Von solchen hatte er in Zürich ein ganzes „Serail“ — alle freilich über vierzig Jahre alt, und einer unverstellten Tugend wegen hochachtungswürdig; „ich bin,“ schreibt er in einem übermüthigen Augenblick, „der Großtürke unter ihnen, gebe ihnen wenig gute Worte, und zwingte sie durch die natürliche Superiorität meines Genies, mich bon gré, mal gré zu lieben.“

Allen voran ging eine, die er Eulalia taufte und in der er das „Ideal einer schönen Seele“ fand. Er las mit ihr Richardsons Romane. „Wir befanden uns“, erzählt er später, als er den Seraphine ganz abgefragt hatte, „in einer Stimmung, die sich das Ueberfinnliche gern versinnlichen möchte. Unvermerkt entspann sich eine zärtliche Freundschaft zwischen uns; unvermerkt verwandelte sich diese in eine Art platonischer Liebe, und zuletzt würde auch diese sich in eine reinmenschliche Art zu lieben herabgestimmt haben, wenn nicht die Dame, besonnener als ich, beschlossen hätte, mich allmählig mit guter Art zu entfernen und die Frau eines Züricher Magnaten zu werden.“

Wieland's intimster Freund in jener Zeit war Salomon Geßner, Sohn eines Züricher Patriciers, hatte er eine Zeit in einer Berliner Buchhandlung zugebracht und Ramler's Belehrung genossen, der, da es mit dem Versbau nicht gehen wollte, ihm den Rath gab, in poetischer Prosa zu dichten. Er hatte sich ursprünglich an Brockes gebildet; Kleist's „Frühling“ hatte sehr auf ihn eingewirkt, ebenso unverkennbar ist der Einfluß der Franzosen.

In einem früheren Gedicht, „die Nacht“, überwiegt noch die Sinnlichkeit die sich bis zum Lüfternen steigert; „Daphnis“ entgegen, das Gemälde vom ersten Erwachen der Liebe, hat die sittsamsten Jungfrauen im Auge. Zwar fand man in der Stadt solche Liebesgeschichten wenig erbaulich und die Einmischung heidnischer Gottheiten anstößig, aber Wieland meinte: „Geßner ist ein Liebling der Natur und der Gracien, ich liebe sein Genie und sein Herz!“ und Bodmer rief triumphirend aus: „Die Deutschen werden eine große Idee von unserm Zürich bekommen, gleich als ob die Luft hier poetisch wäre.“

Den Standpunkt des „Daphnis“ hielt Geßner fortan fest: kleine Bildchen, mit dem Auge eines Malers aufgefaßt, etwas Porzellan-Arbeit, an die französischen Schäfer und Schäferinnen in Puder und Reifrock erinnernd, mit denen

man den Ramin zu verzieren pflegt; die Unschuld in der Maske; Faune, Nymphen und Bacchanten u. s. w. ohne Anstand eingeführt.

Auf die Frage, warum er nicht wirkliche Bauern gezeichnet, erwiderte er: „was soll der Dichter mit jenen Zuständen, wo der Landmann mit saurer Arbeit unterthänig seinem Fürsten und den Städten den Ueberfluß liefern muß, und Unterdrückung und Armuth ihn ungesittet und schlau und niederträchtig gemacht haben?“

Darin sah er richtiger als Haller in den „Alpen“; aber er glaubte sich der *licentia poetica* bedienen zu dürfen. „Ihr, die ihr mit übermüthigem Blick von euern Palästen herabblickt: wem quillt die süße Luft aus der stillen Gegend? euch ihr Herrscher, oder dem armen Hirten, der im Grase ruht? Er athmet Entzücken; zufrieden, unwissend, daß er arm ist; die schöne Natur ist ihm eine ewige Quelle von reinem Vergnügen; das ruhige Gemüth und das redliche Herz streuen immer Vergnügen vor ihm her, wie die Morgensohne vor dir her die bethaute Gegend mit Glanz überströmt.“

So ist es freilich nur in einem idealen Land, wo alle Hirtinnen schmachten und alle Schäferknaben ohne Mißklang die Flöte blasen.

In den „Sympathien“ (19 Briefe an verschiedene Damen) verdammt Wieland nicht bloß den Ovid, sondern auch Anakreon, Tibull u. s. w. „Ein frommer Alter hat der mißbrauchten Dichtkunst ihren rechten Namen gegeben; da er sie den Wein der Teufel nannte, womit sie unbesonnene Seelen berauscht, um sie wie durch einen Zaubertrank in Vieh zu verwandeln. — Der Feind alles Guten verwandelt sich bald in den Bacchus, bald in den Cupido, bald in einen unsflätigen Satyr, und begeistert die wüthigen Jünglinge unsrer Zeit, die künfternen Triebe der ausgearteten Natur mit einem Schein von Sittlichkeit zu schmücken.“ — Wieland schließt mit dem Trumpf: „jeder, der sich Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechnet, sollte das schlechteste Kirchenlied dem reizendsten Lied eines U₃ unendlich vorziehen!“

Noch schwülstiger wird er in den „Empfindungen eines Christen.“ In der Zueignung an Sack denuncirte er „schwärmende Anbeter des Bacchus und der Venus, die man nach der inbrünstigen Andacht, womit sie diese elenden Götzen lobpreisen, für eine Bande Epikurischer Heiden halten sollte, die sich verschworen haben, alles Heilige lächerlich zu machen, und die wenigen Empfindungen von Gott, die im Herzen der leichtsinnigen Jugend schlummern, völlig auszutilgen;“ er forderte ihn auf, „die Unordnung und das Vergerniß zu rügen, welches diese leichtsinnigen Wüthlinge anrichten;“ und machte ihn — „weil dieses Ungeziefer, welches so tief unter Ihrem Gesichtskreis kriecht, Ihnen vielleicht nicht einmal bekannt ist“, — hauptsächlich auf U₃ Gedichte auf-

merksam, die mitunter freilich im sinnlichen Ausdruck etwas über die Grenze gingen.

Der wichtigste Verkehr für Wieland wurde Dr. Zimmermann (26 S.), der unter Haller in Göttingen studirt hatte und nun Physikus in einer Berner Landstadt war. — Eine lebhaftere Einbildungskraft, die es nie zum Schaffen brachte; sehr feine Empfindungen und rasche Gedanken; ein heftiger Trieb nach allseitiger Erkenntniß, durch eine umfassende aber ziemlich wüste Lektüre genährt; ein krankhafter Ehrgeiz, durch Ueberspannung des Nervensystems geschärft; fortwährender Wechsel zwischen Selbstüberschätzung und Kleinmuth; peinliche Empfindlichkeit für alle kleinen Bitterkeiten des Lebens; eine Hypochondrie, die sich oft zum Menschenhaß steigerte. Er stand gleichmäßig unter dem Bann von Klopstock und Rousseau, und wußte Shakespeare vollkommen zu würdigen. Er arbeitete an „Betrachtungen“ über die Einsamkeit. In der Korrespondenz mit ihm zeigt sich Wieland weit interessanter als in seinen Dichtungen.

„Ich bin zur Poesie nicht geschickt“, schreibt Zimmermann, „und werde der Welt niemals als Dichter bekannt werden; aber meine eigne Seele würde ich hassen, wenn sie nicht eine rechte Dichterseele wäre. Von früher Jugend an habe ich mit entzückendem Schauer wie ein neues Leben empfunden wenn die Schönheit mir entgegentrat.“ — „In dieser Reizbarkeit der Seele liegt die Quelle der größten Laster und der schönsten Tugenden; sie ist der eigentliche Beweis für die Unsterblichkeit.“

Die beiden Freunde hatten vor, eine Geschichte der Liebe und Bärtlichkeit zu schreiben; sie studirten zu dem Zweck die Biographien aller schönen Seelen. Einmal kam Zimmermann auf den kegerischen Einfall, die heilige Theresie mit Ninon de l'Enclos zu vergleichen.

„Ich liebe“, schreibt ihm Wieland, „mehr die Aussichten in ein andres als in dieses Leben; ich bin hier nur par devoir, nicht par inclination!“ — „Der unfehlbare Weg, zur Glückseligkeit zu gelangen, ist der Mysticismus welcher ohne eine gänzliche Verleugnung aller irdischen Dinge nicht bestehen kann.“ — „Glauben Sie mir, mein Herz mit all seinen Fehlern ist noch das Beste an mir. Was Sie mein Genie heißen, sind sehr reizbare Fibern und eine daraus entspringende Lebhaftigkeit der Empfindung und Imagination, Neigung zum Wunderbaren, zum Ausschweifenden und dergleichen Zeug.“

Sehr betroffen wurde Wieland bald darauf durch die Aeußerung einer Berliner Schrift: „Wieland's Muse ist ein junges Mädchen, das die Bet-schwester spielen will: wie die Bodmerische, die betagte Matrone, die beständig von Kasteiung des Fleisches redet und auf die verderbte Welt schilt, weil die Welt sie vergessen hat. Der alten Wittwe zu gefallen, hüllt Sene sich in ein

altväterliches Käppchen ein, welches sie gar nicht kleidet; sie bemüht sich, eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit gar zu leicht hervorleuchtet, und es wäre ein ewiges Spektakel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin noch wieder zu einer muntern Modeschönheit würde!"

Sozialistische Chronik.

Noch immer ist es eine wenig erquickliche Arbeit, die Spuren der sozialdemokratischen Bewegung in den Geleisen der Tagesgeschichte zu verfolgen. Sie triefen von Leidenschaft, Thorheit, Unverstand und kreuzen sich in immer hoffnungsloserer Verwirrung. Weiter und weiter von den Pfaden moderner Bildung und Kultur tobt die wilde Jagd, aber fast in gleichem Grade schwillt der Todtentanz an, den sie im Strudel einer gewissenlosen Demagogie nach sich schleppt. Fast ist schon die Hälfte verflossen von jenem Triennium, das uns am 10. Januar 1877 zur Besserung, Buße, Reue gegeben wurde, aber leider ist noch kein Zweifel daran gestattet, daß die drohende Springflut immer höher an den Wällen emporleckt, welche eine tausendjährige Kultur gegen das moderne Barbarenthum schützten. Und welches Recht haben wir schließlich, die Armen im Geiste zu tadeln, daß sie sich mit rückhaltlosem Fanatismus in einen breit wallenden Strom werfen, welcher sie zu noch nie entdeckten Küsten irdischer Glückseligkeit zu tragen verspricht, wenn wir einen Theil der berufenen Wächter unserer nationalen Güter, Geistliche und selbst Gelehrte, ihre mit den bunten Farben der Eitelkeit und Großmannsucht bewimpelten Schifflein denselben Wellen anvertrauen sehen? Solch Schauspiel kann nur Deutschland einer spottenden und staunenden Welt geben; dem Volke der Denker und Dichter ist das trostlose Schicksal beschieden, bis zur Hefe den Taumelkessel der großen Thorheit des neunzehnten Jahrhunderts zu leeren.

In den beiden letzten Monaten hat die staatssozialistische Agitation, deren Anhänger an dieser Stelle bereits geschildert sind, ihr Unwesen fortgesetzt. Wohlgemerkt, um einen Irrthum auszuschließen, den geistlich zu nähren die Wortführer dieser neuesten Demagogie sich die größte Mühe geben, gar Niemand denkt daran, ihnen auch nur einen Strohalm in den Weg zu legen, wenn sie wissenschaftliche Probleme wissenschaftlich diskutieren wollen; diese Absicht könnte nur durchaus mit Freuden begrüßt werden, denn nichts ist nothwendiger und wünschenswerther, als daß allseitig vollkommene Klarheit über die Grundveste unserer wirtschaftlichen Ordnung herrscht; verträge sie